

Ordensleute und Laienhelfer in der Mission

Von Direktor Dr. Jochen Schmauch, Dingden

Ordensleute und Laienhelfer stehen beide, wenn auch auf verschiedene Weise, in der Mission, in der die Kirche steht und somit auch in der Mission der Kirche.

Sie haben überdies gemeinsam, daß sie an der Mission der Kirche — von hier aus gesehen — in Übersee teilhaben, in Ländern, in denen der missionarische Charakter der Kirche besonders augenfällig in Erscheinung tritt.

Auf diese Art in der Mission zu sein, bedeutet freilich auch, Bürger zweier Länder, zweier Kontinente, zweier Welten zu sein. Oder, negativ ausgedrückt: es bedeutet, weder hier noch dort, weder hüben noch drüben ganz zu Hause zu sein. Will man es soziologisch sehen, stellt sich dies so dar: verhindert auf der einen Seite die räumliche Entfernung die völlige Integration in die heimische Gesellschaft, so verhindern auf der anderen Seite ebensolche objektive Faktoren wie Hautfarbe, geographische Herkunft und sozialer Status die völlige Integration in die überseeische Gesellschaft. Der in der überseeischen Mission tätige Mensch wird eine Randfigur sowohl in der Gesellschaft seines Herkunftslandes als auch in der Gesellschaft seines Wirkungsbereiches; er ist da wie dort kein outsider, kein Eigenbrötler, er gehört an beiden Stellen dazu, aber eben doch nur insoweit, als ein Fremdgewordener oder ursprünglich Fremder bei bestem Willen dazugehören kann.

In dieser doppelgesichtigen Stellung befinden sich nun Ordensleute und Laienhelfer auf je verschiedene Weise: die ersteren auf Lebenszeit, die anderen für einige Jahre; daß demgemäß auch die Dialektik ihrer inneren Bezogenheit zu Heimat und „Missionsland“ unterschiedlich ist, mag einleuchten — dazu nun einiges mehr, was unmittelbar in unsere Fragestellung hineinführt.

Ich darf mir dabei ersparen, allgemeine Forderungen bezüglich des Verhältnisses von Ordensleuten und Laienhelfern in der Mission zu erheben, wenn auch das mir gestellte Thema Aussagen in den Formen des Indikativs, des Optativs wie des Imperativs ermöglichen würde. Ich möchte mich im wesentlichen auf den Indikativ beschränken; er eignet sich auch deswegen gut als Darstellungsmittel, weil er eine Vielfalt von Folgerungen ermöglicht.

I. Zunächst also das Problem der von Fall zu Fall verschiedenen Identifizierung.

Ein frisch nach Übersee exportierter Laie kann bei der Begegnung mit dem Missionar, zumal wenn dieser schon längere Zeit draußen ist, einen

mitunter erstaunlichen Wechsel der inneren Ortsbestimmung bemerken: auf der einen Seite wird, mit einer gewissen Aggressivität, die Beschwerde über das Verhalten der Heimat laut, die zu wenig für die Mission übrig habe; man erhöht die Schockwirkung, die von der neuen Umgebung ausgeht, indem man die Schwierigkeiten düsterer malt, als sie sein mögen, es ist wie bei einem Veteran, der die Narben vergangener und vergessener Schlachten vorweist, kurz: eine Stimmung, die, noch einmal militärisch ausgedrückt, schwerwiegende Fronterfahrung gegen vermeintliche Etappenseligkeit ausspielt; dahinter freilich steht das verborgene Ja zu dem Menschen an Ort und Stelle, und erst dann, wenn die Erwartungen an sie einmal auf ungewöhnliche Weise enttäuscht werden, entsteht die Tendenz, die Heimat mit allem Drum und Dran zu verklären: wieviel wache Christen es dort noch gäbe, welche gute Arbeit daselbst geleistet würde usw. usf. Man bezieht sich nun, mitunter gar ein bißchen wehmütig, auf die guten Menschen, die schönen Gottesdienste und das hohe Bildungsniveau daheim, und im gleichen Atemzug werden Urteile gegenüber den Menschen an Ort und Stelle laut, die diese nicht gerade als schöne Seelen erscheinen lassen. Unser Jüngling, auch wenn er nun schon vor längerer Zeit importiert wurde, hört so durchaus widersprüchliche Aussagen, etwa: „Ja, hier sind die Christen wirklich Christen“, und bald darauf: „Die Leute hier werden nie solche Christen werden wie zu Hause, die sind einfach zu primitiv“; oder, etwa so: „In Europa, da ist alles faul und verrottet, die sitzen alle bloß noch vorm Fernsehen“, und, nicht lange danach: „Ja, in Europa“, oder noch begrenzter: „bei uns in Westfalen, in Bayern, da ist wirklich noch religiöse Substanz vorhanden!“

Das ist natürlich alles cum grano salis zu verstehen: es soll nur jene unterschiedliche Bezogenheit demonstrieren, die nun einmal die Randstellung in zwei verschiedenen Gesellschaften bewirkt.

Wir sagten, der Unterschied zwischen Ordensleuten und Laien im Hinblick darauf bestünde darin, daß die einen auf Lebenszeit, letztere nur für einige Jahre eine solche Stellung einnehmen würden.

Daraus ergeben sich Schwierigkeiten, die ich anmelden möchte: Es bedarf einer großen menschlichen Reife, die mit einer solchen Stellung gegebenen, inneren Komplikationen in Ruhe zu lösen; es bedarf zu dieser Lösung zudem eines längeren Zeitraums: wer auf Lebenszeit so gestellt ist, vermag mit der Zeit allen Ernüchterungen und Enttäuschungen zum Trotz seine „erste Liebe“ zu bewahren, die ihn zu dieser Art von Beteiligung an der Mission der Kirche geführt hat. Anders bei einem, der nur kurze Zeit und dabei als junger, reifender Mensch eine solche Lage auf sich nimmt. Er wird die aufgezeigten Schwierigkeiten nur meistern, wenn Ausgeglichenheit und Reife ihn leiten. Hier wäre ein Optativ fällig, der sich aber wohl auch ohne nähere Bezeichnung ergibt.

Die Bedeutung einer solchen ausgewogenen Urteilsanleitung möchte ich an zwei Problemen erläutern:

(1) An dem gewohnten Bild der überseeischen Mission der Kirche.

Dieses Bild entstand und entsteht natürlicherweise aus den mündlichen und schriftlichen Schilderungen von solchen, die auf irgendeine Weise an dieser Mission beteiligt sind. Nun ist es ja ebenso natürlich, daß bei solchen Darstellungen sowohl der hochherzige Einsatz der Beteiligten als der Erfolg ihrer Bemühungen als auch die materielle Not, in der sie sich befinden, gleicherweise in den Vordergrund treten, unbeschadet des *sentire cum ecclesia*, das die generelle Voraussetzung solcher Darstellungen wie ihrer Aneignung bedeutet. Daß dies so entstehende Bild, trifft es gleich zu, allzu wohlgeformt ist, mag einleuchten. Was geschieht, wenn junge Menschen der partiellen Deformierung jenes wohlgeformten Bildes der Mission ausgesetzt werden, ohne daß ihnen die notwendige geistige Einordnung und Zusammenordnung der Wirklichkeit der Mission erleichtert wird?

(2) An der Beurteilung der politischen Vorgänge in den überseeischen Gebieten.

Gerade angesichts der politischen Vorgänge, so meine ich erfahren zu haben, wird die innere Ortsbestimmung der in der überseeischen Mission der Kirche tätigen Ordensleute wie Laien besonders problematisch — es scheint, als würde das zustimmende Ja zur Gesellschaft des Missionsgebietes, was diesen Bereich angeht, am schwächsten und der Rekurs auf die heimische Gesellschaft am stärksten. Das ist freilich unter den revolutionären Umständen, unter denen sich der politische Eigenwille jener überseeischen Nationen entfaltet, verständlich. Dennoch meine ich, in dem Wort des Erzbischofs Duval von Alger die rechte Haltung der Kirche am besten umschrieben zu sehen, der uns sagte: „Wir befinden uns inmitten einer Revolution, wir sind weder dafür noch dagegen, wir haben zu dienen.“ Wie aber, wenn die jungen Laienhelfer statt solcher Urteilsanleitung andere, aus Furcht oder nur Verärgerung entstandene Urteile zu hören bekommen?

Die Laienhelfer kommen bezüglich der politischen Vorgänge mit einem Urteilsrahmen zu uns, wie ihn die öffentliche Diskussion hierzulande ausgebildet hat, einem Urteilsrahmen, der — glücklicherweise — über ein europa-zentrisches Verständnis der Welt hinausgeht und die ganze Belastung der kolonialen Vergangenheit dieses Europas ins Auge faßt. Das Studium der betreffenden Kapitel von „*Mater et Magistra*“ dürfte solche Denkrichtungen vertiefen. Wie aber, wenn weder die „menschlichen wertvollen Traditionen“ (Nr. 169) noch die politische Mündigkeit (Nr. 172 f), auf die sich die genannte Enzyklika bezieht, von den Partnern der jungen Laien draußen an Ort und Stelle anerkannt werden? Auch das mag als eine *quaestio disputanda* gelten.

II. Wir sagten, Laienhelfer und Ordensleute wären, die einen auf Zeit, die anderen auf Lebenszeit, auf zwei verschiedene Gesellschaften ihrer äußeren und inneren Zugehörigkeit nach bezogen. Zu dem genannten Unterschied zwischen Laienhelfern und Ordensleuten tritt nun ein weiterer: die Ordensleute sind außerdem auf ihre Ordensgemeinschaft, ihre Kongregation, ihre Gesellschaft bezogen.

Es wäre natürlich falsch, zumindest mißverständlich, wollte man behaupten, ein Ordensmann bezöge sich auf die Kirche primär in der Gestalt seiner Kongregation, und ein Laie beziehe sich auf die Kirche primär in Gestalt ihrer territorialen Gliederung. Aber sicher ist das „Wir“, in das sich ein Ordensmann einbindet, wenn er seine Kongregation meint, vielleicht um eine Nuance kräftiger als wenn er sich mit dem allgemeinen „Wir“ der Kirche identifiziert. Man möge mir verzeihen, aber wir erleben den Einfluß solcher Wir-Betonungen bei manchen unserer Laien, wenn sie auf die Erklärung, daß in jenem oder jenem Gebiet diese oder die andere Kongregation tätig sei, wie ihre Bezugspersonen im Ordensstand, vielsagend den Kopf schütteln oder nicken: „Naja — die Weißen Väter!“ — „Sieh mal an: die Franziskaner!“ — „Typisch Mill-Hill!“ Nicht einmal die Jesuiten werden von solcher Vieldeutigkeit der Exklamationen ausgenommen. Mit mehr Ernst gesprochen: die Zugehörigkeit zu ihrer Ordensgemeinschaft gibt den Ordensleuten über alle Komplikationen ihrer gesellschaftlichen Stellung hüben und drüben hinaus ein hohes Maß an vertrauter Sicherheit, das den Laienhelfern nicht so zuteil werden kann.

Es muß anerkannt werden, daß nahezu überall die jungen Laienhelfer bereitwillig und mit großer Selbstverständlichkeit in die örtliche Gemeinschaft der Priester, Brüder und Schwestern aufgenommen worden sind und aufgenommen werden.

Dennoch ergeben sich gerade daraus und im Hinblick auf den Ordensstand der Missionare mitunter Schwierigkeiten, die ich an Hand von zwei Überlegungen beleuchten möchte:

(1) Die erste bezieht sich auf die wie auch immer geartete monastische Form der Frömmigkeit von Ordensleuten: da gibt es die täglich, wöchentlich oder monatlich festliegenden Obligationen, mehr oder minder festgesetzte Gebetszeiten, Rekollektionen, Beichttermine, Exerzitien, die mit der jeweiligen Regel gegebenen Verhaltensvorschriften im Hinblick auf die abgelegten Gelübde u.a.m. Gewiß gibt es unter den Laienhelfern einige wenige, die solches mitzuvollziehen bereit sind: vor allem solche, die einmal Missionsbrüder hatten werden wollen und aus Furcht, nach dem Eintritt in den Orden gar nicht mehr in die Mission hinauszukommen oder aus anderen Gründen den Schritt nicht vollzogen haben. Der weitaus größte Teil jedoch kommt zum ersten Mal für

längere Zeit mit Ordensleuten in ganz nahen Kontakt. Ihre Motive sind nun einmal verschieden von denen eines jungen Mannes oder einer jungen Frau, die in einem Missionsorden eintreten. Wir beobachten im wesentlichen drei: den Drang, die Welt zu erfahren, das Verlangen, sich in ihrer beruflichen Leistung voll auswirken zu können, und den Willen zu helfen. Ich habe mit Absicht die Ausdrücke Drang, Verlangen und Willen gewählt, um die prägende Kraft des übernatürlichen Motivs der Hilfe hervorzuheben, dem unsere Sorge bei der Auswahl und Vorbereitung gilt — wer wollte schließlich sagen, daß beim Eintritt in einen Missionsorden in jedem Fall allein und ausschließlich übernatürliche Motive eine Rolle spielten! Sicher aber ist, daß auch ein ganz geläutertes übernatürlich bestimmtes Helfenwollen nicht zugleich die Absicht einschließt, nun auch eigentlich monastisch leben zu wollen. Es muß zu Komplikationen führen, wenn ein junger Mann aufgefordert wird, nicht nur täglich zur Messe — was verstanden werden kann — sondern auch vorher zur Betrachtung zu erscheinen, oder, wenn ihm nahegelegt wird, jede Woche zur Beichte zu gehen, was natürlich nützlich, aber doch auch überfordernd wirken kann, oder, wenn jeder harmlose Kontakt zu einem Mädchen sogleich mit schlechter Absicht oder moralischer Gefahr identifiziert wird.

Es mag nicht leicht sein, Laien in der Eigenart ihrer Frömmigkeit so anzunehmen; aber es dürfte keine allzu große Schwierigkeit sein, auf eine einführende, klug erziehende Weise beides zu erreichen: daß sowohl das der einheimischen Bevölkerung gewohnte Bild der Missionsangehörigen als auch der Friede zwischen Ordensleuten und Laienhelfern auf einer Station gewahrt bleiben.

(2) Die zweite Überlegung bezieht sich auf die verschiedene Spiritualität von Ordensleuten und Laienhelfern. Ich traue mir nicht zu, etwas über die eigentümliche Spiritualität von Ordensleuten auszusagen; wichtiger ist auch, meinem Auftrag gemäß, das Problem der Laienspiritualität. Ich kann mir jedenfalls keine Spiritualität ohne einen ganz konkreten Wirkungsbezug denken; nur so differenzieren sich spirituelle Verhaltenseigentümlichkeiten auf der Grundlage des allgemein kirchlichen Frömmigkeitsgeistes heraus. Auf jeden Fall dürften solche Differenzierungen etwa eine Rolle spielen, je nachdem ob ich als Katechet oder als Landwirt im Bereich und im Sinn der Mission tätig bin. Im ersten Falle verwirklicht sich mein Frömmigkeitsstreben seinem Inhalte nach unmittelbar im Apostolat, in der unmittelbaren Teilnahme am Wortzeugnis der Kirche; im zweiten Fall verwirklicht sich meine Teilhabe am Apostolat der Kirche in der Erfüllung meiner landwirtschaftlichen Funktion. Oder, anders ausgedrückt: bin ich Katechet, folge ich Jesus nach als dem, der lehrt, unbeschadet Seiner Vollmacht; bin ich Landwirt, folge ich Jesus nach als dem, der das Brot vermehrt, unbeschadet Seiner Wunderkraft; so muß die spirituelle Unruhe bei einem Katecheten auf

die Frage hindrängen: habe ich in ernster Absicht, in rechtem Geist, auf rechte Weise gelehrt? Der Landwirt wird sich hingegen zu fragen haben: habe ich gut gedüngt, richtig bewässert usw.? Nicht nur die Menschenfischerei auch die Fischfischerei wird so zum Zeugnis — daß beide eine eigene Art von Spiritualität bedingen, liegt auf der Hand.

Ich kann die Vielschichtigkeit dieser Fragen hier nur andeuten. Zwei Hinweise müssen jedoch gemacht werden: die jungen Leute, die als Laienhelfer hinausgehen, gehören einer Generation an, die sehr nüchtern zu denken gewohnt ist, sagen wir es genauer: einer Generation, die sachbezogen, funktionsbezogen denkt. Gerade für sie stehen Spiritualität und Sachverwirklichung in engem Zusammenhang. Ebenso hat sich das, was mit „Katholischer Aktion“ gemeint ist, hierzulande mehr und mehr von der organisatorischen Ebene auf die funktionale Ebene verschoben: soweit die jungen Leute aus Gliederungen der katholischen Jugend kommen, — und das ist der größere Teil — sind sie von dieser Akzentverschiebung betroffen und geneigt, sich wie sie es gewohnt waren, primär in der Zweckverwirklichung ihrer sachlichen Eignung bewähren zu wollen.

Nun entsteht eine Schwierigkeit zwischen Ordensleuten und Laienhelfern: während erstere mitunter handwerkliche, landwirtschaftliche, fürsorgerrische Realisierungen als Mittel zum Zweck des eigentlichen Zeugnisses der Kirche ansehen, bedeutet für die Laienhelfer diese Realisierung schon das Zeugnis selber, wobei zunächst außer acht bleiben kann, ob es sich bei diesen sozialökonomischen Realisierungen um solche, die unmittelbar der Missionsstation oder um solche handelt, die unmittelbar der Bevölkerung zugute kommen. Wenn einer der Bischöfe auf die von der Geschäftsstelle des Bischöflichen Werkes gestellte Anfrage antwortet, die jungen Laien hörten es nicht gern, als Laienhelfer oder Missionshelfer bezeichnet zu werden, dann zielt das in die eben von uns besprochene Richtung. Nun mag sich darin auch ein übersteigertes Selbstbewußtsein melden, wie es jungen Menschen, sogar neugeweihten Kaplänen und frischgebackenen Missionaren, oft genug zu eigen ist: der Drang junger Menschen nach Selbständigkeit, nach selbständiger Leistung ist normal, zumeist auch erfreulich und, wenn er nur recht geleitet wird, schlechthin notwendig. Ebenso — auch das eine Erklärung und zugleich eine Einschränkung — erscheint mir der Name Entwicklungshelfer in seiner psychologischen Wirkung nicht gerade günstig. Es ist auch gar nicht so, als wollten diese jungen Menschen als Laien nicht der Mission der Kirche helfen. Es scheint mir vielmehr — und zwar auch unabhängig von ihrer Tätigkeit in Entwicklungsprojekten — Ausdruck ihrer eigentümlichen Spiritualität zu sein, die sie zu solchem Verhalten bestimmt.

Aber es steht noch mehr dahinter, und die Frage danach läßt mich den dritten und letzten Abschnitt meiner Darlegungen eröffnen:

III. Bislang haben wir das Thema „Ordensleute und Laienhelfer in der Mission“ unter der Generalkondition, daß beide dort miteinander vorhanden seien, beleuchtet und Fragen aufgeworfen, die zu Schwierigkeiten zwischen beiden führen können und geführt haben. Setzen wir jedoch hinter das formulierte Thema ein Fragezeichen, eröffnet sich eine andere Perspektive: die Frage nämlich, ist es denn notwendig, gut, wünschenswert, daß Laien in der Mission helfend tätig sind?

Das kann einmal unter dem Gesichtspunkt des mangelnden oder zurückgehenden Brüdernachwuchses beantwortet werden; eine ganze Reihe von Laien haben solche Funktionen übernommen, die ursprünglich von Brüdern ausgeübt wurden. Diese Funktionen bestanden und bestehen im unmittelbaren Rahmen der kirchlichen Institutionen, wenngleich deren gesellschaftliche Strahlkraft immer erheblich war und erheblich ist: ich denke etwa an Missionsfarmen.

Auf der anderen Seite besteht ein genauer Zusammenhang zwischen dem Leben der Kirche und dem Leben der Gesellschaft, zwischen der Verwirklichung der kirchlichen Botschaft und der Struktur der Gesellschaft, in die hinein diese Botschaft getragen wird. Es gibt gesellschaftliche Strukturen, — ich denke hier etwa an die allein auf Sippensolidarität beruhenden Gesellschaften — in denen die vom Evangelium geforderte überfamiliäre, über die Blutsverwandtschaft hinausgehende Solidarität kaum zu verwirklichen ist; oder: sie ist nur zu verwirklichen über eine Umstrukturierung der Gesellschaft. Diese Umstrukturierung der Gesellschaft ist aber nur möglich über die Einführung neuer ökonomischer und sozialer Funktionen. Da, genau da, liegt das Feld des Laien. Ich sprach von einem genauen Zusammenhang zwischen Kirche und Sozialstruktur: es besteht zugleich eine Interdependenz zwischen beiden. Denn jede Sozial- und Wirtschaftsstruktur wirkt auch auf die Kirche ein und wäre es nur in finanzieller Hinsicht. Läßt sich erwarten, daß die Kirche in der überseeischen Mission auf die Dauer eine genügende finanzielle Grundlage erhält ohne die angemessene sozialökonomische Entwicklung innerhalb der Gesellschaft, in der ihre Gläubigen leben?

Es ist — sicher auf längere Sicht gesehen — die Aufgabe des Laien, hier zu helfen. Von daher gesehen, sind Laien in der Mission notwendig. Freilich: nicht nur aus solchen wirtschafts- und gesellschaftswissenschaftlichen Erwägungen.

Aber das ist eine *quaestio saepe disputata et semper disputanda*. Die Antwort wollte das Wohl der Kirche beinhalten.